

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrenow.

(Fortsetzung.)

„Entweder — oder! Entweder ich habe so viel, daß ich die Sache ordentlich und gründlich machen kann, oder ich fange gar nicht erst damit an. Damit meine ich, wenn mir meine große Erfindung nicht glückt, so warten wir noch ein Weilchen, nicht wahr?“

„Oh gern!“ rief sie frisch.

Er aber runzelte die Stirn.

„Gern? Nein, gern sollst du nicht warten. Für mich ist es ein unerträglicher Gedanke, noch lange ohne dich leben zu müssen.“

„Und hast doch sechsundzwanzig Jahre ganz gut ohne mich leben können.“

„Was man nicht kennt, das vermisst man nicht. Aber du bist wohl eine solche kühle Blume, daß du nicht meine brennende Ungeduld teilst?“

„Bin ich kühl? Ach nein, ich glaube nicht.“

So entscheidend unschuldig kam das heraus, und so leuchtend rein war der Blick ihrer großen Augen, daß er Mühe hatte, auf seinem Sitz zu verharren.

Mit blanken Zähnen biß Ruth in den saftigen Braten, der jetzt aufgetragen war. Hermann hatte sorgfältig die Boule gemischt und trank ihr so oft zu, daß sie lächelte und nickte, aber dazu den Kopf schüttelte.

Zu alledem sang ein Zerstig auf einem der Bäume, und Hermann legte seine Hand auf die ihre.

„Dorch!“ sagte er leise, „der singt wie du.“

Ein einziges Mal hatte er ihrem wunderhohen Gesang gelauscht, kurz bevor sie Dortmund verlassen hatte. Sie hatte es nicht gewußt, denn ganz heimlich hatte er sich dazu unter ihr Hoffenster gestellt; der alte Stockton hätte ihn dort nicht entdecken dürfen, denn nach wie vor wäre ja dem wunderlichen Kauz ein solcher Freier als eine „Unmöglichkeit“ erschienen.

Ruth neigte sich vor, um zu sehen, ob andere Gäste nicht zu nahe saßen. Zufällig war das nicht der Fall, und sie zierte sich nicht lange.

Ganz leise begann sie zu trillern, so leise, daß es für eine Vernunftfängerin eine Kunstleistung ersten Ranges gewesen wäre.

Kärow war selbst musikalisch, spielte schön Geige und hätte ein Leben ohne Musik für halb verloren erachtet.

Atemlos lauschte er. Nach wenigen Minuten hörte Ruth wieder auf, denn an entfernteren Tischen hob hier und da doch einer den Kopf und blickte sich suchend um.

„Du!“ flüsterte Hermann weich und langsam, „du — ach du!“

„Später.“ sagte Ruth, „werden wir uns gegenseitig also Musik machen. Und zusammen können wir musizieren! Ich glaube, das werden unsere glücklichsten Stunden sein.“

„Sie werden alle glücklich sein, Ruth. Du und ich, wir

werden zusammen das ergeben, was Gott selbst für eine Ehe gewollt hat — einen harmonischen Zweiklang.“

„Eine Terz!“ rief sie heiter. „Eine große Terz, wie sie die großen, fröhlichen Glocken haben! Nicht eine kleine in Moll, die so leicht traurig klingt.“

Er erhob sein Glas und blickte sie unendlich selig an.

„Es lebe die große Terz!“ sagte er. „Tu mir Bescheid, mein Mädel.“

12. Kapitel.

Seit seiner letzten Aufnahme war Heinz Riethling jeden Tag bei Otter erschienen.

Ruth mußte ihm höflich Rede stehen, denn dazu war sie hier; auch konnte sie nicht umhin, den lebhaften, geistreichen Blanderer liebenswürdig zu finden. Er verstand es gut, dieses Blandern, weil er mit unfehlbarer Sicherheit herauszufinden wußte, was dem anderen interessant war.

Bei Ruth hatte er es beim zweiten und dritten Besuch mit feurigen Blicken und Schmeicheleien versucht, war aber einer so kühlen Abwehr begegnet, daß er nun den Mittelsüchtigen und Ehrfürchtigen hervorkehrte.

Auf Amerika brachte er die Rede, bewies, daß er mit den Dichtern und Denkern von jenseits des Meeres gut vertraut war (wenigstens konnte Ruth nicht merken, daß seine Weisheit eine ganz junge, aus dem Konversationslexikon herührende war), und versicherte, daß er einen „grenzenlosen Respekt“ vor allem Amerikanischen habe.

Dann traf ihn Ruth — zufällig, als sie um sechs Uhr nach Hause ging. Er behauptete, denselben Weg wie sie zu haben, und blieb an ihrer Seite, bis das Haus der Beiston Schubert erreicht war.

Einige Schritte vor der Haustür wurde sie von Mr. Vost begrüßt, der mit aufreizender Unhöflichkeit über ihren eleganten Begleiter hinweg sah und nur sie anblickte, während er grüßte und bei ihr stehen blieb.

Riethling lächelte sarkastisch. Dieser ausländische Jüngling mit dem Knabengesicht störte ihn durchaus nicht, vielmehr amüsierte er sich, daß jener so wütend über sein Auftreten war.

Ruth hatte Vost die Hand geschüttelt und freundlich gesagt, daß sie nun wohl zusammen hinausgehen könnten.

„Aha,“ dachte Riethling, „also so ganz und gar unzugänglich ist sie doch nicht! Diesem langhaarigen Affen macht sie ganz freundliche Augen.“

Er empfahl sich mit gewohnter guter Form, wobei er nicht verfehlte, dem Amerikaner zum Aerger von einem baldigen Wiedersehen zu sprechen; und Mr. Vost aus Philadelphia ahnte nichts davon, daß er soeben mit einem zoologischen Vergleich bedacht worden war.

In der Tat trug er das Haar, wie die meisten seiner Landsleute, ziemlich lang für preussische Begriffe.

„Sie kennen schon eine Menge Herren hier,“ meinte er, seine knabenhafte Eifersucht ganz offen zeigend.

„Finden Sie?“ neckte ihn Ruth. „Nun, ich weiß nicht,

ob das eine „Menge“ ist. Der Herr, den Sie eben sahen, ist ein Kunde bei uns, und der andere Herr, den Sie neulich bei mir trafen, das ist ein — sehr naher Freund von mir; dann kenne ich Sie noch — aber Sie rechnen vielleicht doppelt oder dreifach, nicht wahr — und außerdem noch mindestens ein Dutzend Offiziere, die sich ja mit Vorliebe bei uns photographieren lassen.“

Mr. Bost wußte, daß ihn das schöne Fräulein zuweilen „verullte“, aber das nahm er nie übel, hatte sie ihm doch wirklich schon ein paarmal gestattet, sie zu einer Berliner Sehenswürdigkeit zu begleiten.

„Fräulein Stodton“, sagte das Mädchen, das oben öffnete, „es ist Besuch für Sie da. Fräulein Verber wartet in Ihrem Zimmer auf Sie.“

Therese stand am Fenster, als Ruth eintrat, und betrachtete eingehend eine kleine Photographie von Hermann Nitrow, die auf dem Schreibtisch gestanden hatte.

„Guten Abend“, rief sie der Eintretenden entgegen. „Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit. Ich habe mich hier in das Bild Ihres Liebsten vertieft — das ist er doch, nicht wahr?“

„Ja, so sieht er ungefähr aus. Nett, wenn auch nicht hübsch.“

„Nähsch! Ein hübscher Mann ist etwas so Unangenehmes! Aber dies hier ist ein prächtiger Kopf. Ich glaube, hinter dieser festen Stirn wohnen nur kluge und gütige Gedanken. Und dieser ruhige, heitere Mund wird niemals harte oder gar rohe Worte zu Ihnen sprechen.“

Ruth war neben Therese getreten und blickte gedankenvoll auf das Bild herab.

„Ich hoffe es“, sagte sie ernst. „Aber das eine muß ich doch gestehen, daß ich die deutschen Ehefrauen bisher nicht beneidet habe.“

„Ich auch nicht. Deshalb werde ich auch nicht wieder heiraten. Auf zwanzig rücksichtslose Männer kommt noch kaum ein rücksichtsvoller.“

„Nun, so nach Prozenten kann ich es nicht berechnen, ich habe ja auch nicht so viele Einblicke in Familienleben gehabt, wie Sie. Aber da, wo ich hineinklicke — nein, verlobend war das gewöhnlich nicht.“

„Ich will nicht generalisieren und auch nicht ungerecht sein. Es mag wohl in den meisten Fällen mit an der Frau gelegen haben. So viel glaube ich aber bestimmt: einer von den beiden Gatten wird allemal untergebuttert.“

„Was wird er? Untergebuttert“, sagte sie. „Das ist ein volkstümlicher, aber treffender Ausdruck. Haben Sie schon einmal solch hohles Butterfah gesehen? Ja? Nun sehen Sie — so ist es oft in der Ehe. Kommt da noch Sahne und Schaum und Fett hoch, so wird es unaufhörlich wieder heruntergearbeitet, und zuletzt ist es nur noch ein einziges, festes, solides Stück Butter, und der Rest ist unbedeutendes, nichtsagendes Zeug. Zureichen ist die Frau das Butterstück, und zuweilen der Mann. Meistens bei uns zulande der Mann. Ausnahmen bestätigen die Regel.“

Therese hatte trocken und ganz sachlich gesprochen. Ruth aber erhob abwehrend beide Hände:

„Sie machen mir ja Angst, Therese!“
„Ach bewahre, Sie bekommen nicht so leicht Angst. Auch sind Sie niemand, der sich an die Wand drücken läßt, davor ist mir gar nicht bange. Ich habe nun aber auch einige ganz entgegengesetzte Fälle kennen gelernt, die sogenannten dealen Ehen. Da ging es herrlich zu! Bloß waren sie zu meist etwas langweilig.“

„Nun sehen Sie“, lachte Ruth. „Zufrieden sind Sie nie! Ich für meine Person ziehe ein wenig Langeweile ganz entschieden jedem auch nur vorübergehenden Bank vor. Bank ist schrecklich. Schrecklich!“

Sie dachte an ihren mütterlichen, zänkischen Vater, und Therese wußte das. So stellte sie Nitrows Bild wieder auf den Schreibtisch, wandte sich zu Ruth und sprach:

„Ich rede, als ob ich stundenlang Zeit hätte; habe aber gar keine. Kom nun her, um Ihnen mitzuteilen, daß mein neulichlicher Vorschlag mit Frau Ulrich mehr Gestalt gewinnt.“

Therese war nicht eingeweiht in die Geheimnisse von Frau Ulrich und Herrn Verber. Sie hatte nur den Auftrag bekommen, sich nach einer „recht lieben, jungen Dame umzutun“, die sich für Frau Ulrich eignen würde; und heute hatte Onkel Verber ihr mitgeteilt, daß die Idee, Fräulein Stodton vorzuschlagen, „vielleicht gar nicht so ganz von der Hand zu weisen“ sei.

Deshalb war Therese jetzt hier und fragte Ruth, wie sie über die Sache denke.

„Ich weiß“, schloß sie ihre Rede, „daß Ihnen die Stellung bei Otter nicht ganz so zusagt, daß Sie Ihnen zu wenig privat, zu — ich möchte sagen indiscret ist.“

„Sie haben recht“, erwiderte Ruth krötend. „Es war so sehr freundlich von Ihnen, mich dort anzubringen, und nun sieht es fast undankbar aus, daß es mir nicht so sehr gefällt.“

„Undankbar? Unsinn, Kleine. Ich bin ja froh, daß ich Ihnen gleich etwas anderes anbieten kann. Nur müssen Sie mir von vornherein Ihre Bedingungen nennen, damit ich meinem gestrengen Onkel alles recht deutlich und unverblümt wiedersagen kann. Wer Frau Ulrich ist, das wissen Sie ja schon. Daß Sie es dort gut haben werden, steht fest; die Frau hat ein goldenes Herz. Was aber haben Sie nun für besondere Wünsche auszusprechen?“

Ruth fuhr ihr Gespräch mit Hermann durch den Kopf, und sie sagte zaghaft:

„Ich glaube, Frau Ulrich darf nicht wissen, was ich gern möchte. Denn es ist ein bloßer Wunsch, und daran darf die Sache nicht scheitern.“

„Nun? Heraus mit der Sprache, Ruth, es wird doch nichts Gefährliches sein.“

„Ich — ich möchte gern manchmal — frei haben, damit ich — reiten kann.“

Therese sank auf einen Stuhl und brach in ein perlendes und keineswegs leises Gelächter aus.

„Kinder!“ rief sie endlich aus, „hat man jemals solch eine haarsträubende Naivität vernommen? Eine Gesellschafterin bei einer alten Dame will spazieren reiten? Sie sind wohl ganz und gar nicht bei Trost, Kleinen?“

Ruth schwieg kleinlaut, aber sie sah betrübt aus.
(Fortsetzung folgt.)

Die Franzosen und unsere Heldenfriedhöfe.

„Illustration“ vom 12. Mai 1917 bringt einen Artikel von Henri Labedan: „Die bedeutungsvollen Stunden. Eine andersartige Befragung.“ Da dieser Artikel ein Musterbeispiel ungeheurer Verbeugung ist und die wahre Stimmung der Kulturfranzosen kennzeichnet, ist es dankenswert, daß das Kriegs-Pressamt Berlin durch die Verbreitung einer Uebersetzung die Möglichkeit bietet, dieses Kulturdokument zur Kenntnis des deutschen Volkes zu bringen. Wir geben nachstehend die Aufforderung, selbst vor den Gräbern des in ehrenvollem Kampfe gefallenen Feindes nicht haltzumachen, wieder:

Die Deutschen sind stark, zugegeben — und sie selbst halten sich für stärker, als es ziemlich ist — unsterblich sind sie nicht. Man tötet viele von ihnen — das ist eine Tatsache — und auch sie müssen in Menge sterben.

Was macht Deutschland mit seinen Toten?

Es begräbt sie, werden Sie antworten.

Sehr richtig. Aber hier beginnt die lehrreiche und sonderbare Geschichte, die heilsame Lehre, die uns in dieser Hinsicht die Art ihres Vorgehens gibt.

Der Germane hat die Gewohnheit, seine Denkmäler in absoluter Weise überall zum Ausdruck zu bringen, er behandelt den Tod und den Toten unter dem doppelten Gesichtspunkt, der ihn überall führt, manchmal bis zur Blindheit: Dem des Stolzes, der Ausdruckslosigkeit und dem des Gewinns, des Nutzens. Sein und Scheitern.

Aus Dünkel versucht er etwas Großes zu machen, was ihm nie gelingt, und unternimmt dann etwas Kolossales. Sie glauben doch nicht etwa, daß das ununterbrochene Schauspiel der schrecklichen Katastrophen und die schmerzlichen Betrachtungen, die der Krieg jeden Menschen von Geist und Herz machen läßt, in stände wären, den Barbaren angeichts seiner Toten jene Weisheit, Einfachheit, Vernunft, Schlichtheit, Demut und Geschmaderhebung zu lehren, die bei dem Uebermaß von Leben und Hingabe die ohnmächtige Betrachtung der großen Mysterien erzeugt? Nein. — Nicht einmal angeichts des Grabes ersieht und sucht der Barbar von heute zu „verstehen“. Die Knochen eines pommerischen Grenadiers sind ihm durchaus nicht so wertvoll, wie Bismarck es einst behauptet hat, sie müssen heute bis zum Schluß ihre Pflicht tun, und werden werden sehen, was man alles von ihnen erwartet.

Der geistliche und gefühllose Ueberlebende, der sich den Anschein gibt, die gefallenen Kameraden zu ehren, denkt im Grunde seines Herzens nur an sich selbst. Einzig und allein in seinem eigenen Interesse gibt er große Summen für prächtige Begräbnisse und Trauerbeförderungen aus. Inschriften, Girlanden, Paraden, Kränze, Reden, all die Ehren, die er dem Verstorbenen zu erweisen scheint, erweist er in strahlendem Dünkel sich selbst. Der Grabstein seines Freundes ist der Spiegel, in dem er sich beschaut, während er vor sich selbst das Gewehr präsentiert. Errichtet er Stelen und Säulen, stellt er Eingangstore und diese ganze anspruchsvolle Friedhofsbaukunst auf, in der er der Wankende seiner plumpen, brutalen

Kunst ungehemmten Lauf läßt, so geschieht das nicht aus Achtung vor den Toten und aus Frömmigkeit, sondern um den Dünkel des Lebenden zum Ausdruck zu bringen.

Die deutschen Friedhöfe, die überall in den besetzten Gebieten angelegt sind und von Tag zu Tag an Ausdehnung und Bedeutung wachsen, bieten in dieser Hinsicht einen greulichen und bezeichnenden Anblick. Es sind nicht kleine Gelegenheitsfriedhöfe, rührend und naiv, in Erde und je nach den augenblicklichen Bedürfnissen angelegt, sondern richtige Daueranlagen, durch die man kostenlos gewissermaßen Dauerabkassationen auf unserem Boden hat gewinnen wollen. Für die abscheuliche Arbeit haben wir — sehr gegen unseren Willen — alles Nötige geleistet. Mit Ausnahme des Toten, der von ihnen kommt, kommt alles Uebrige von uns und gehört uns. Die Erde ist unsere Erde, das Holz unser Holz, der Stein unser Stein. Es sind unsere Kreuze — unsere schönen eisernen Kreuze — die sie sich genommen, ihre letzten. (Num.: „Ihre letzten“, Anspielung auf unser „Eisernes Kreuz“ im Gegenjag hier zu den französischen eisernen Grabkreuzen.) Unsere Grabplatten und Grabgitter sind's, die heute die Leichen der Feinde ruhig und geachtet bedecken und umfriedern. Sie haben unsere Grabstätten geplündert und unsere Toten beraubt. Sie haben unsere Grabdenkmäler aus der Erde gerissen, wo sie unsere Vorfahren und Väter aufgestellt, haben sie weggeschleppt, haben die französischen Namen, die darauf standen, ausgekratzt, ausgekratzt die ewigen Klagen, Nachrufe und Gebete, haben sie überarbeitet und gereinigt von allem, was sie mit der Vergangenheit verband, und mit diesen Materialien, neuangearbeitet und profaniert, haben sie ihre Baudenkmäler hergestellt, ihre Eingangstore der Kommandanturen, ihre Tempel mit Kapitälern in falschem Griechisch und unechtem Romanisch, ihre lutherischen Vordergiebel, die lutherische und scheußliche Anhäufung ihrer Mauerverarbeiten.

In diesen christlichen Stein, diesen geweihten Marmor, hat der Meißel ihrer Kunsthandwerker, noch stumpf von dem Anbrechen der Geldschranke, grobe Götterbilder einer niederen Kunst gegraben, in der sich Minderer Stil mit fanatischem Paart, Statuen von Apollon vom Kaiserhof und nackte Krieger, die antil sein sollen und nach dem Oberleutnant riechen, dessen gewöhnliche Nachtheit Modell und Stellung gab, und all' das in halbkreisförmigen Theaterbänken und Säulengängen aus Beton, um darin den Oedipus zu spielen, den Oedipus aus Köln.

Und unter unseren in Selbstopferform zugeschnittenen Taxusbäumen, inmitten unserer Appressen, auf den Betten unserer Kasernenplätze stehen die Statuen von frühwärtigen Germanen und Minerviden mit den Körpern unförmlicher Weiber; Statuen einer Sorte von bösen Engeln mit dem Antlitz eines verdamnten Professors und den Brustmuskeln eines Hercules aus einer Jahrmarchbude, die ihre Bürgerhände auf die Parierstangen riesenhafter Schwerter stützen. Und diese ekelhaften Engel der Bestialität wagen es, an ihren Lastträgersehultern ein Paar Flügel zu tragen, die ihrerseits so schwerfällig, dick und minderwertig aussehen, als wären sie ausdrücklich dazu gemacht, den Aufstieg zu hindern, den Sturz hervorzuweisen und ihre Träger an der Erde festzubalten.

Rechnen Sie dazu noch Löwen, Adler, Greife, Sphinxen, Siegesfriedschwerter, Theaterhilde, Blumenmädchen und die Gottheit des Rheines, die über Urenen wachen, die Verkörperung ähneln, der ganze Schund der Wagnerschen Mythologie ausgedehnt aus dem Stein oder Marmor der Kamme unserer Schlösser und überall aufgestellt zu beiden Seiten der Friedhofswoge, an ihren Kreuzungen und auf ihren Plätzen, und Sie werden sich noch immer keine Vorstellung von diesen Friedhöfen machen können in ihrer finsternen abstoßenden Säßlichkeit, ihrer unerträglichen Annahung, die sie unter unserem Himmel ausbreiten.

Dem durch all diese Ausweichungen eines schauerlichen Dünkels, denen sich der von Stolz trankene Barbar hingibt, um sich für seine andauernden Mißerfolge zu entschuldigen, leuchtet klar die Berechnung, die tiefe Absicht und der leitende Gedanke hindurch.

Diese Totenstätten sind einzig und allein in der Absicht gebaut, um ihnen schon heute eine Handhabe zu bieten, eine Wirt von Obern und Weisheitsgreifung, die bestehen bleiben und ewig dauern sollen trotz der Räumung.

Unseren Boden herabwürdigend, zu entehren, zu verunstalten, zu unterdrücken, zu demütigen, ihn selbst nach dem Maßstab noch besetzt zu halten, was jeder in jeder nur möglichen Weise durch seine beleidigende Kunst und seine aggressive Kunst, durch seinen Stil, seine Monumente, die Unverständlichkeit seiner Embleme und die Heuchelei seiner Grabinschriften, die Vorausforderung seiner Statuen und beleidigenden Allegorien — das ist das Endziel des Deutschen, sein Kriegsplan in der Niederlage.

Er kannte unsere altangehörte Achtung vor dem Tode und sagte sich, daß dank dieses heiligen Gefühls die Gebäulichkeiten und Bildwerke, mit denen er abwidlich vor seinem Rückzug unserer Boden bedeckt hat, unverletzt bleiben würden. Er hofft unter dem Deckmantel seiner Toten den Arm unserer Lebenden angesichts dieser herausfordernden Trophäen zurückhalten. Mehr noch, die Geister zu fesseln, in Erntanen zu legen und zu beeinflussen durch einen Schein von Größe und Papstbarockmächtigkeit. Die Stelen, hat er in seiner Verschlagenheit berechnet, werden Ankündigungen seiner Kraft. Zeugen seines Widerstandes werden und die Säulen eine Art

von Grenzpfählen darstellen. Und da diese ganze schöne Anlage bestehen bleiben wird, allein unberührt inmitten allgemeiner Verwüstung, wird er damit in jeder Stadt und jedem Dorf eine deutsche Permanenz schaffen, eine ständige Erinnerung, eine Zone des Grauens — möglich — aber eines ungeheuren, furchtbaren, unheimlichen Grauens, das das Gedächtnis an den großen verabscheuten Namen für immer wachhalten wird.

In der Tat, der ewige Haß, den man diesem teuflischen Feinde weicht, kimmert ihn wenig, vorausgesetzt, daß er in jedem Fall — mag er besiegt, vertrieben und geküßt sein — trotz allem Spinn und Zeichen seiner Verbrechen, seines Einflusses zurücklassen kann. Die unvertilgbare Spur hat er schon in Form seiner Zerstörungen zurückgelassen, aber das allein genügt ihm nicht. Er will sich auch durch Bauten unserer Gedächtnis aufzwingen, bei uns festsetzen, und zu diesem Zweck hat er seine Erinnerungs- und Grabdenkmäler erfunden. Auf der einen Seite vernichten, auf der anderen bauen — beides tut er.

Wenn unsere Beobachter im Flugzeug das Chaos der Kriegszone überfliegen, sehen sie neben jeder zerstörten und verwüsteten Stadt einen einzigen großen Platz, der unberührt und gepflegt ist — der Vorfriedhof.

Häuser und Schlösser sind zerstört, verbrannt, aber die letzten Ruhestätten der Herren Brandstifter reden ihre weißen turmhohen Portale ruhig in die Luft. Die Keller sind leer, die Gräber Frankreichs geschändet, seine Särge aufgebrochen, aber die sterblichen Ueberreste der Säuler und Schänder ruhen friedlich in ihren schönen Gewölben. Kirchen und Kathedrales sind dem Erdboden gleichgemacht, aber die Sichel der Friedhofstore, die zum Ruhme der Offiziere der „Kultur“ erbaut wurden, erheben sich überall. Die Museen sind ihrer Schätze beraubt, die Sammlungen gut verpackt über den Rhein gewandert; aber die Mäurer lassen uns dafür zum Ausgleich Probestücke ihrer eigenen Meisterschaft zurück, ihres zweifachen Könnens, mag es sich um Zerstörungen oder Aufbau handeln.

Was werden wir angesichts dieser klugen Organisation, dieser Ausnutzung ihrer Toten seitens der Deutschen tun?

Werden wir auf diese scheußliche Mache hineinfallen? Werden wir die Einfalt besitzen, den Fehler begehen, die gutnütigen Vorhüter dieser Zweigniederlassungen, die Wächter dieser Totenmuseen, die Gärtner dieser Anlagen zu werden? Werden wir sie pflegen und unterhalten? Werden wir den Eingehornen, die nicht einmal mehr den Platz ihrer in Asche liegenden Häuser ausfinden konnten, die Marter aufzulegen, Reis auf die weiße, kleine, soeben erst erbaute und geschmückte Stadt der feindlichen Toten zu bilden, geschnitten mit unsterblichen Blumen, beschattet von unseren Bäumen, den einzigen, die man nicht umgehauen hat? Werden wir mitten unter uns nach dem Kriege diese Orte feindlicher Ansammlung und kaufmännischer Vereinigung bilden, die geeignet sind, ihr Kommen und Gehen, ihre Wallfahrten, ihre Karawanen zu Jahrestagsfeiern, kurz alle Arten von Eindringen und Sich-Ausbreiten zu begünstigen?

Sich stelle diese notwendige Frage und überlasse es unseren Soldaten, darauf zu antworten.

Wir werden die Toten nicht anrühren, die da ruhen. Da sie nun einmal hergekommen sind, um hier zu sterben, lassen wir ihnen unseren Boden. Wägen sie ihn düngen. Aber nichts weiter. Die sechs Fuß Erde, auf welche sie wie jeder Mensch ein Anrecht haben, gelten aber nur für die Länge, nicht auch für die Höhe. Lassen wir ihnen ein einfaches kleines Holzkreuz, niedrig und gut, so sind wir schon mehr als freigebig. Und was den Rest anbetrifft, nieder mit ihm. Weid und Mauerbrecher herbei. Nieder mit dem tierköpfigen Engeln, mit den Luzifern von der Spree, den geflügelten Siegesgöttinnen, den zweiflügeligen Adlern, den Trophäen aus Zement. Wir werden sie in die Nacht zurückwerfen, weit noch hinter die Götterdämmerung, alle diese Götter der Tetralogie, die wir von ihrem Sockel gekürzt haben, und Natur, Witterung, Jahreszeiten und Jahre werden aus diesem Nichts dann machen, was ihnen gefällt.

Vermischtes.

* Gewinnung von Fett aus Baumknospen? Die Gartenwelt 21. Jahrgang, Nr. 25 vom 22. Juni 1917 Seite 289 berichtet: „Der Kriegsausfall für pflanzliche und tierische Öle und Fetts hat sich bereits in den ersten Monaten des Jahres 1916 mit der Frage der Verwertung der Baumknospen beschäftigt. Durch Gutachten wissenschaftlicher Sachverständiger wurde übereinstimmend festgestellt, daß die Baumknospen in der Hauptsache harzige Stoffe und Gerbstoffe enthalten, so daß ein Erfolg für Öl oder Fett daraus nicht gewonnen werden kann. Bestenfalls sind die Baumknospen auf Harz zu verarbeiten, was indessen mit Rücksicht auf die mit dem Einsammeln verbundenen außerordentlichen Schwierigkeiten nicht lohnend ist. Unter Bezugnahme auf ein ihnen zugegangenes Flugblatt der Rohstoffstudien- und Verwertungsgesellschaft m. b. S. in Berlin-Wilmersdorf, worin die Sammlung von Tann- und Buchenknospen zwecks Gewinnung von Fett und menschlichen Nahrungs- und Futtermitteln dringend empfohlen wird, haben sich verschiedene Kommunalverbände an das Kriegsernährungsamt in der Romagne gewandt, daß die fragliche Ver-

öffentliche Angelegenheiten vom Kriegsernährungsamt ausgehen. Das Kriegsernährungsamt sieht damit in keinerlei Zusammenhang und sieht die Frage der Verarbeitung von Baumstümpfen durch die Betriebe des Kriegsauslasses für Holz und Fette als erledigt an. Die vorstehende Notiz aus der „Gartenwelt“ ist im Hinblick auf das von dem Gießener Privatdozenten, Herrn Dr. Thomae längst angegebene Verfahren zur Gewinnung gewisser Substanzen aus Mätern, Knospen und sonstigen pflanzlichen Abfällen von Interesse. Eine vollständige wissenschaftliche Darstellung der Natur dieser Stoffe erscheint vom Standpunkt der Volksernährung im Kriege dringend.

* Wie man sich in heißen Gegenden vor der Hitze schützt. In den heißen Gegenden unserer Erde sind freilich die Bewohner an die Unbilden der Hitze mehr gewöhnt als in unserer gemäßigten. Nichtsdestoweniger haben sie aber auch genug davon zu ertragen. Die vornehmen, reichen Völker haben zum Beispiel verfeinbare Zimmer; ja sie haben ganze gläserne Paläste, die in der süßigsten Weise ausgestattet sind, mit denen sie auf dem Wasser auf eigenartigen Wohnanordnungen herumschwimmen und die sie unter die Wasserfläche tauchen können. Natürlich sind Vorrichtungen für die Zufuhr frischer Luft getroffen. So war zum Beispiel der Seepalast des Fürsten von Agra herkömmlich. In China hat man über der Wasserfläche „schwebende Galerien“ errichtet, die ähnlich wie unsere Seefeste in den Seebädern eingerichtet sind, nur daß sie höher gelegen und weiter in die Wasserfläche hinausgebaut sind. Auf den Sundainseln hat man für die heiße Zeit ganze Seebäder gebaut, kleine Hütten auf starken Pfählen mitten im See.

* Zur Psychologie des Melkens. Da das Melken der Kühe in unseren jetzigen Ernährungsverhältnissen keine unbedeutende Rolle spielt, sei darauf hingewiesen, was Jorgens Petersen in seiner Schrift: „Mischelkäse“ über die Kunst zu melken sagt. Er führt darin zunächst aus, daß durch das schlechte Melken dem Landwirt ein ungeheurer Schaden erwachsen kann. Es gilt, die Kuh ganz auszumilken, da die letzten Strahlen die fetteste Milch geben. Der Unterschied ist so groß, daß von den ersten Strahlen 17 1/2 Pfund Milch ein Pfund Butter geben, von den letzten Strahlen hierzu nur 12 Pfund nötig sind. Aber es kommt auch auf die Behandlung der Kuh an. Vor dem Melken, so behauptet jene Schrift, muß die Kuh zunächst freundlich gesimmt werden, durch liebevolles Zureden, Streicheln usw. Während des Melkprozesses will die Kuh Ruhe haben. Lautes Sprechen, Lärmen, Schelten ist zu vermeiden, dagegen ist ein gutes, ermunterndes Wort wohl angebracht, und nach Beendigung der Arbeit „muß die Kuh wieder ein paar freundliche Worte und Liebesworten als Dank für die Milch erhalten“, denn „sie quittiert für alle Unbehaglichkeiten, indem sie weniger Milch gibt“.

Büchertisch.

— **Sonnwend des Glücks.** Die Symbionie eines Lebens. Roman in vier Sägen von Bdenko von Kraft. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57. Im kleinen Darmstein spielt diese „Symbionie eines Lebens“, das Schicksal des Wolfgang Amadeus Bürger und der Seinen umschließt es, und aus diesem Schicksal erwächst im Gleichnis ein allgemein-menschliches, durch zwei Generationen. Diesen stillen Schicksal verleben sich die Schicksale der Freunde, mit denen Wolfgang Amadeus im Quartett musiziert. Wie sich deren Leben zum Quartett verquilt, so schlingt und wirt sich das ihrer Kinder durcheinander und löst sich, wie im Spiele, jah abbrechend in Dissonanzen und wieder harmonisch verklingend. Wie die Sommermonate des Jahres Leben in Aufstieg und Niedergang schädel, so führt des Glückes Sonnenwende in diesem Buche der Menschen Leben zur Vollendung oder zum Abzug. Es ist ein Buch der Liebe und der Verbe, ein Buch der Freude und des bitteren Leides, ein Buch der Stille und froher Geschäftigkeit, ein Buch der Jugend und des nachdenklichen Alters, ein Buch, das nur ein echter Dichter uns zu schenken vermochte.

— **Deutsche Handelswarte** (Beiträge zur Deutschen Wirtschaftspolitik) Nürnberg, Schoppershoffstraße 86/88. Herausgeber: Generaldirektor Theodor Wieseler. Jahresbezugspreis: M. 6.—. Einzelheft 30 Pf. Probeummern kostenlos durch alle Buchhandlungen und den Verlag. — Die letzte Nummer dieser Zeitschrift enthält folgende Aufsätze: Dr. W. Stein: Freiheit des Handels und Staatssozialismus. Der herrschende Staatssozialismus ist durch die Kriegsverhältnisse bedingt. Ihn für den Frieden beizubehalten, wäre verkehrt, weil unter Reich die Verluste an seiner wirtschaftlichen Machtstellung nur wieder gutmachen kann, wenn es zu dem bisherigen bewährten System des freien Handels und freien Wettbewerbes so schnell wie möglich bedingungslos zurückkehrt. — Victor von Reiskner: Die Kunst des Verkaufens. Das Verkaufen ist direkt eine Kunst, und nur jener Kaufmann kann auf ernsthafte Erfolge als Verkäufer rechnen, in dem die Veranlagung zum Menschenkenner steht. Neben einer guten Allgemeinbildung muß er außerdem eine gediegene Fachbildung be-

sitzen. Dem vielfachen Mangel an geistlicher Kenntnis der Warenkunde wäre vielleicht abzuhelfen durch Einführung eines obligaten Verkaufs-Kurses in unseren Fabriken (nach Abschluß der Studien). — Eugen Clauß: Die angestellten Kaufleute und die Sommerzeit. Neben hauswirtschaftlichen Vorteilen bringt die neue Zeit einen wertvollen Fortschritt, der die Fortbildung der Berufsgenossen, der Gesundheit und dem deutschen Familienleben nur förderlich sein kann. — Prof. Dr. Rob. Vießmann: Ueber die gegenseitige Abhängigkeit der Goldwährungen. Schluß: Ist der Geldwert bei der Goldwährung stabiler? — Eugen Fiolani: Wie denken die im Felde lebenden kaufmännischen Angestellten über ihre Wiederanstellung? Vielfach ganz anders, als man in der Heimat annimmt. Viele gibt es, die keine Lust mehr haben, zum alten Beruf zurückzukehren, weil sie dem engen kaufmännischen Leben vollständig entfremdet sind. Der Verfasser schlägt vor, Auskunfts- und Beurlaubungsstellen zu errichten. — Kaufmanns Tagebuch. — Merk-

— **Wilhelm Schaer, Fremde Heimat.** Roman (Odenburgs neue 3.50 M.-Romane.) Odenburg & Co. Verlag. Leipzig. Gehftet 3.50 M., gebunden 5 M. — Hoch oben an Butjadingens karmantosen Seedeiden legt die spannende Handlung ein und spielt sich hinein in das Odenburger grüne Marschenland. Engel Maria Stads, das glühungige Kind einer fremden Sonne, sieht sich vom Schicksal zwischen die Menschen der rauhen, nebligen Nordsee küste gestellt. Wird es ihr neben der blonden Landestochter gelingen, sich ihr Heimatrecht zu erkämpfen, in ehelichem Wollen deutlich zu denken, zu fühlen und — zu leben? Der Verfasser gibt uns damit ein Heimatbuch voll farbenreicher Meer- und Landschaftsbilder, voll Herzigkeit und zumal voll sprühender Leidenschaft in Schilderungen der Ehejahre der „fremden“ Frau.

— **L. D. Weber, Wenn Mars regiert!** Neue gereimte Satiren. Heinrich F. S. Bachmair Verlag, Berlin W. 62. Preis gehftet in künstlerischen Umschlag 2 M., fein gebunden 3 M.

— **Bong's illustrierte Kriegsgeschichte.** Der Krieg 1914—17 in Wort und Bild, das 131. bis 134. Heft (Preis je 30 Pf.). Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, Potsdamer Straße 88.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Kriegssuppe. Man nehme für jede Person eine dünne Scheibe Brot (Brotreste lassen sich natürlich auch verwenden) und sechs mittelgroße Kartoffeln. Die Brotscheiben werden mit soviel Wasser, als man Suppe haben will, in den Kochtopf getan und langsam verkocht. Die geschnitten, in Stücke geschnittenen Kartoffeln werden gar gekocht, abgesehen und zur Brotsuppe getan, mit dieser zusammen recht sämig gekocht. In etwas Fett, es braucht nur wenig zu sein, bratet man eine Zwiebel gelb und tut dies zur Suppe. Etwas Gewürz und Salz nach Geschmack.

Kartoffeln mit Fischresten. Man schneide in etwas Öl eine gewiegte Zwiebel an, schneide gebohrte Kartoffeln in Scheiben, gebe kleine Stücken von abriggeliebenem Fisch, aus denen die Gräten entfernt wurden, darunter, lasse alles gut heiß werden und schwenke es mit etwas Milch, in die man einigen Zitronensaft oder auch nur ein paar Tropfen Essig träufelt, gut durch.

Stachelbeerspeise. 2 Pfund gereinigte Stachelbeeren werden erst mit kochendem Wasser, in dem eine Messerspitze Natron gelöst wurde, abgewaschen und dann in frischem Wasser weichgekocht. Man rührt sie man durch ein Sieb, süßt nach Geschmack und läßt sie mit etwas in Milch oder Wasser zerührtem Grieß nochmals leicht aufkochen, wenn man Gelatine nicht zur Verfügung hat. Erforderlich sind 6—8 Blatt Gelatine. Die gelöste Gelatine wird unter die erkalteten Stachelbeeren gemischt und die Speise dann in eine Glaschüssel gegeben und kaltgestellt.

Zifferblatträtsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

An Stelle der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind die Buchstaben A B E E G G I L N R T derart zu setzen, daß die zu den angegebenen Zeiten zwischen den Zeigern stehenden Buchstaben Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben:

- 12 Uhr 22 Min. = deutschrussische Stadt.
- 2 " 36 " = Tischgerät.
- 3 " 37 " = altslawischer Name.
- 4 " 42 " = Wasserstraße.
- 7 " 51 " = Wasserpflanze.
- 8 " 9 " = Fluß.
- 10 " 8 " = alte Waffe.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Wortspiel-Rätsels in voriger Nummer: Palme, Erich, Tanger, Erbsen, Reis, Siam, Bart, Ulanen, Rose, Ganges, Petersburg.